

Leseprobe aus:

Tayari Jones

Das zweitbeste Leben

Roman



Das Buch erscheint am 24. Juli 2020

Weitere Informationen: www.arche-verlag.de

© Arche Literatur Verlag AG Zürich-Hamburg 2020

TAYARI JONES

DAS
ZWEIT-
BESTE
LEBEN

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Britt Somann-Jung

 A R C H E

*Für meine Eltern,
Barbara und Mack Jones,
die meines Wissens
ausschließlich miteinander verheiratet sind.*

Eine Tochter ist eine Kolonie

ein Territorium, eine Frucht,
ein Ebenbild
wie Athene entsprungen

dem Kopf ihres Vaters:
vom gleichen Stamm,
Spross und Brut;

eine Namensschwester, ein Wunschknochen –
Getreue und Verräterin –
eingeboren und ganz anders,

ein Stoff, eine Studie,
eine Geschichte, ein Halbblut,
ein Kontinent, dunkel und fremd.

Natasha Trethewey

TEIL EINS

~*~

DANA LYNN
YARBORO

1

DAS GEHEIMNIS

Mein Vater, James Witherspoon, ist ein Bigamist. Er war schon zehn Jahre verheiratet, als er meiner Mutter zum ersten Mal begegnete. 1968 arbeitete sie am Einpacktresen von Davison's in der Innenstadt, wo mein Vater sie bat, ein Tranchiermesser als Geschenk zu verpacken, das er seiner Frau zum Hochzeitstag gekauft hatte. Mutter sagte, ihr sei klar gewesen, dass zwischen einem Mann und einer Frau etwas im Argen liegt, wenn eine Klinge verschenkt wird. Ich sagte, das könne doch auch bedeuten, dass sie einander vertrauten. Ich liebe meine Mutter, aber wir sind oft unterschiedlicher Meinung. Jedenfalls wurde uns James' Ehe nie verheimlicht. Ich nenne ihn James. Seine andere Tochter, Chaurisse, die, die bei ihm aufgewachsen ist, nennt ihn Daddy, auch heute noch.

Unter Bigamie stellen sich die meisten Leute, wenn sie denn überhaupt darüber nachdenken, eine primitive Praxis vor, etwas auf den Seiten des *National Geographic*. In Atlanta erinnern wir uns auch noch an eine Sekte der Back-to-Africa-Bewegung, die im West End mehrere Bäckereien betrieb. Manche bezeichneten sie als Kult, andere als kulturelle Bewegung. Jedenfalls waren einem Ehemann dort vier Ehefrauen erlaubt. Die Bäckereien haben mittlerweile dichtgemacht, aber die Frauen sieht man noch manchmal, wie sie, in prächtiges Weiß gewandet, ihrem gemeinsamen Ehemann mit sechs demütigen Schritten

Abstand folgen. Sogar in Baptistenkirchen halten die Saaldiener Riechsalz bereit, falls sich eine frische Witwe beim Trauergottesdienst mit der anderen trauernden Witwe und deren Kindern konfrontiert sieht. Bestatter und Richter wissen, dass so etwas ständig vorkommt, und zwar nicht nur unter religiösen Fanatikern, Handlungsreisenden, gut aussehenden Soziopathen und verzweifelten Frauen.

Es ist schade, dass es keine treffende Bezeichnung für eine Frau wie meine Mutter Gwendolyn gibt. Mein Vater James ist ein Bigamist. So ist das. Laverne ist seine Frau. Sie hat ihn zuerst aufgetan, und meine Mutter hat die Ansprüche der anderen Frau immer respektiert. Aber war meine Mutter auch seine Frau? Sie ist im Besitz offizieller Dokumente und sogar eines einzelnen Polaroids, das beweist, dass sie mit James Alexander Witherspoon junior kurz hinter der Staatsgrenze zu Alabama vor einen Friedensrichter getreten ist. Doch sie lediglich als seine »Frau« zu bezeichnen wird der Komplexität ihrer Stellung nicht annähernd gerecht.

Es gibt andere Namen, ich weiß, und wenn sie angetrunken, wütend oder traurig ist, schmähst meine Mutter sich damit: *Konkubine, Hure, Mätresse, Gefährtin*. Es gibt so viele, aber sie sind alle unfair. Außerdem gibt es üble Wörter für jemanden wie mich, das Kind von jemandem wie ihr, aber diese Wörter sind in unserem Haus nicht erlaubt. »Du bist seine Tochter. Fertig.« Das traf vor allem auf die ersten vier Monate meines Lebens zu, bevor Chaurisse, seine eheliche Tochter, geboren wurde. Das Wort *ehelich* brächte meine Mutter sicher zum Fluchen, aber wenn sie das andere Wort hören würde, das sich in meinem Kopf festgesetzt hatte, würde sie sich in ihrem Schlafzimmer einschließen und weinen. Für mich war Chaurisse seine *echte* Tochter. Bei Ehefrauen zählt nur, wer zuerst da war. Bei Töchtern ist die Lage ein bisschen komplizierter.

Es ist entscheidend, wie man Dinge benennt. *Beobachten* war das Wort meiner Mutter. Wenn er davon gewusst hätte, hätte James vermutlich *bespitzeln* gesagt, aber das war zu düster. Wir schaden ja niemandem außer uns selbst, als wir verfolgten, wie Chaurisse und Laverne sich durch ihr unbeschwertes Leben bewegten. Ich war immer davon ausgegangen, dass wir uns eines Tages dafür rechtfertigen müssten, dass man uns Worte zu unserer Verteidigung abverlangen würde. Wenn es so weit wäre, müsste meine Mutter das Reden übernehmen. Sie ist sprachbegabt und in der Lage, heikle Details so übereinanderzuschichten, dass am Ende alles spiegelglatt daliegt wie ein See. Sie ist eine Magierin, die die Welt in ein schillerndes Trugbild verwandeln kann. Die Wahrheit ist eine Münze, die sie hinter deinem Ohr hervorzaubert.

Vielleicht war meine Mädchenzeit nicht die glücklichste. Aber bei wem ist sie das schon? Selbst Menschen, deren Eltern glücklich miteinander und mit niemandem sonst verheiratet sind, selbst diese Menschen erleben ein gewisses Maß an Kummer. Sie baden in alten Kränkungen, wärmen Streitereien wieder auf. Insofern habe ich etwas mit der ganzen Welt gemein.

Mutter hat weder meine Kindheit noch irgendeine Ehe ruiniert. Sie ist ein guter Mensch. Sie hat mich vorbereitet. Im Leben kommt es darauf an, Bescheid zu wissen. Deshalb sollte man meine Mutter und mich nicht bemitleiden. Ja, wir haben gelitten, aber wir waren uns immer sicher, einen entscheidenden Vorteil zu genießen: Ich wusste von Chaurisse, sie hingegen nicht von mir. Meine Mutter wusste von Laverne, aber Laverne glaubte, ein ganz normales Leben zu führen. Diese grundlegende Tatsache war uns immer präsent.

Wann fand ich heraus, dass mein Vater, obwohl ich Einzelkind war, nicht *mein* Vater war, also nicht mein alleiniger? Ich bin mir nicht sicher. Ich weiß es vermutlich, seitdem ich weiß, dass ich einen Vater habe. Ich kann allerdings noch genau

sagen, wann ich lernte, dass diese Art von doppeltem Daddy nicht normal war.

Ich war ungefähr fünf und im Kindergarten, als die Kunsterzieherin, Miss Russell, uns aufforderte, Bilder von unseren Familien zu malen. Während die anderen Kinder mit Wachsmalkreide oder weichen Bleistiften malten, verwendete ich einen blauen Tintenroller und zeichnete James, Chaurisse und Laverne. Im Hintergrund stand Raleigh, der beste Freund meines Vaters; er war der Einzige aus seinem anderen Leben, den wir kannten. Ihn zeichnete ich mit der Wachsmalkreide in der Farbe »Haut«, weil er sehr hellhäutig ist. Das war vor vielen Jahren, aber ich erinnere mich noch genau daran. Ich legte der Frau eine Halskette um und verlieh dem Mädchen ein breites Lächeln mit lauter geraden Zähnen. An den linken Rand malte ich meine Mutter und mich, wir standen allein. Mit einem Filzstift schwärzte ich Mutters lange Haare und die geschwungenen Wimpern. Mein eigenes Gesicht versah ich nur mit einem Paar großer Augen. Eine freundliche Sonne zwinkerte uns allen zu.

Die Kunsterzieherin trat von hinten an mich heran. »Na, wen hast du denn da so wunderbar gemalt?«

Geschmeichelt lächelte ich zu ihr hoch. »Meine Familie. Mein Daddy hat zwei Frauen und zwei Mädchen.«

Sie neigte den Kopf und sagte: »Soso.«

Ich dachte mir nicht viel dabei, sondern freute mich darüber, wie sie *wunderbar* ausgesprochen hatte. Noch heute fühle ich mich geliebt, wenn ich es jemanden sagen höre. Am Ende des Monats brachte ich alle meine Bilder in einer Pappmappe mit nach Hause. James öffnete sein Portemonnaie, das immer voll mit Zweidollarscheinen war, um mich für meine Arbeit zu belohnen. Ich hob mir das Porträt, mein Meisterwerk, bis zum Schluss auf, weil es doch so wunderbar gemalt war und so.

Mein Vater nahm das Blatt vom Tisch und hielt es sich nah vor die Augen, als versuchte er, eine geheime Botschaft zu ent-

schlüsseln. Mutter stand hinter mir, ihre Arme vor meiner Brust gekreuzt, und drückte mir einen Kuss auf den Kopf. »Es ist in Ordnung«, sagte sie.

»Hast du deiner Erzieherin gesagt, wer das auf dem Bild ist?«, fragte James.

Ich nickte langsam, hatte aber das Gefühl, dass ich lieber lügen sollte, obwohl mir nicht klar war, warum.

»James«, sagte Mutter, »lass uns aus einer Mücke keinen Elefanten machen. Sie ist noch ein Kind.«

»Gwen«, sagte er, »es ist wichtig. Guck nicht so ängstlich. Ich bringe sie doch nicht raus hinter den Schuppen.« Dann kicherte er in sich hinein, doch meine Mutter lachte nicht.

»Sie hat nur ein Bild gemalt. Das machen Kinder so.«

»Geh in die Küche, Gwen«, sagte James. »Ich werde mit meiner Tochter reden.«

Meine Mutter fragte: »Warum kann ich nicht hierbleiben? Sie ist schließlich auch meine Tochter.«

»Du bist die ganze Zeit mit ihr zusammen. Du sagst mir immer, ich würde nicht genug mit ihr reden. Also lass mich reden.«

Mutter zögerte und gab mich dann frei. »Sie ist nur ein kleines Kind, James. Sie weiß noch nicht Bescheid.«

»Vertrau mir«, sagte James.

Sie ging aus dem Zimmer, aber ich glaube, sie hatte Sorge, dass er etwas sagen könnte, das mich für den Rest meines Lebens verletzen und beschädigen würde. Ich konnte es in ihrem Gesicht sehen. Wenn sie aufgebracht war, mahlten ihre Kiefer ein unsichtbares Kaugummi. Nachts konnte ich hören, wie sie im Schlaf mit den Zähnen knirschte. Es klang wie Schotter unter Autoreifen.

»Dana, komm zu mir.« James trug eine dunkelblaue Chauffeuruniform. Seine Mütze musste im Wagen geblieben sein, aber auf seiner Stirn war der Abdruck des Hutbandes zu sehen. »Komm her.«

Ich zögerte und blickte durch den Türspalt, hinter dem meine Mutter verschwunden war.

»Dana«, sagte er, »du hast doch keine Angst vor mir, oder? Du hast doch keine Angst vor deinem Vater, oder?«

Er klang betrübt, aber ich verstand es als Prüfung. »Nein, Sir«, sagte ich und trat mutig einen Schritt vor.

»Nenn mich nicht Sir, Dana. Ich bin nicht dein Chef. Wenn du das sagst, komme ich mir vor wie ein Aufseher.«

Ich zuckte mit den Achseln. Mutter hatte mir gesagt, dass ich ihn immer mit Sir anreden sollte. Plötzlich streckte er die Arme nach mir aus und hob mich auf seinen Schoß. Während er mit mir redete, blickten wir beide nach vorn, sodass ich seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen konnte.

»Dana, ich kann nicht erlauben, dass du solche Bilder malst wie im Malunterricht. So was kann ich nicht erlauben. Was hier in diesem Haus zwischen deiner Mutter und mir passiert, ist eine Angelegenheit zwischen Erwachsenen. Ich liebe dich. Du bist meine Kleine, und ich liebe dich, und ich liebe deine Mama. Aber was in diesem Haus vor sich geht, muss ein Geheimnis bleiben, okay?«

»Ich habe das Haus doch gar nicht gemalt.«

James seufzte und ließ mich leicht auf seinem Schoß wippen. »Was in meinem Leben, in meiner Welt passiert, hat mit dir nichts zu tun. Du darfst deiner Erzieherin nicht erzählen, dass dein Daddy eine andere Frau hat. Du darfst ihr nicht erzählen, dass ich James Witherspoon heiße. Atlanta ist wie ein Dorf, hier kennt jeder jeden.«

»Deine andere Frau und dein anderes Mädchen sind ein Geheimnis?«, fragte ich.

Er hob mich von seinem Schoß, sodass wir uns ins Gesicht sehen konnten. »Nein. Das verstehst du falsch. Dana, du bist ein Geheimnis.«

Dann tätschelte er mir den Kopf und zog an einem meiner

Zöpfe. Mit einem Augenzwinkern nahm er seine Brieftasche und löste drei Zweidollarscheine vom Bündel. Er reichte sie mir, und ich umklammerte sie.

»Willst du sie nicht in die Tasche stecken?«

»Ja, Sir.«

Dieses eine Mal sagte er mir nicht, dass ich ihn nicht so nennen solle.

James nahm meine Hand und ging mit mir zum Abendessen in die Küche. Auf dem kurzen Weg durch den Flur schloss ich die Augen, weil ich die Tapete nicht mochte. Sie war beige mit einem weinroten Muster. Als die Tapete sich an den Rändern zu lösen begonnen hatte, war mir vorgeworfen worden, ich hätte daran geknibbelt. Ich hatte es beharrlich abgestritten, aber Mutter hatte James davon berichtet, als er zu seinem wöchentlichen Besuch kam. Er hatte seinen Gürtel abgenommen und ihn mir auf die Beine und den Rücken geklatscht, was meine Mutter irgendwie zufriedenzustellen schien.

In der Küche deckte meine Mutter schweigend den Glastisch mit Schüsseln und Tellern. Sie trug ihre Lieblingsschürze, die ihr James aus New Orleans mitgebracht hatte. Vorne drauf war eine Languste, die einen Pfannenwender schwang, und darunter stand: Pass auf, dass ich dich nicht vergifte! James nahm seinen Platz am Kopf des Tisches ein und rieb mit der Serviette die Wasserflecken von seiner Gabel. »Ich habe sie nicht angerührt, ich bin nicht mal laut geworden. Oder?«

»Nein, Sir.« Es war die Wahrheit, aber ich fühlte mich anders als noch vor ein paar Minuten, als ich mein Bild aus der Mappe gezogen hatte. Meine Haut war noch dieselbe, aber durch eine Pore hatte sich eine Veränderung eingeschlichen und sich an den zerbrechlichen Teil in meinem Innern geheftet. *Du bist das Geheimnis*. Das hatte er mit einem Lächeln gesagt und mir mit dem Finger auf die Nase getippt.

Meine Mutter kam zu mir, fasste mich unter den Armen und

hob mich auf den Telefonbuchstapel, der auf meinem Stuhl lag. Sie küsste mich auf die Wange und füllte meinen Teller mit Lachsbratlingen, einem Löffel grüner Bohnen und Mais.

»Alles in Ordnung?«

Ich nickte.

James aß und strich Honig auf ein Brötchen, weil es keinen Nachttisch gab. Dazu trank er ein großes Glas Cola.

»Iss nicht zu viel«, sagte meine Mutter. »Du wirst gleich noch mal essen müssen.«

»Bei dir schmeckt's mir immer, Gwen. Ich sitze immer gern an deinem Tisch.«

Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, dass meine Zahnlücken das Problem waren, aber ich beschloss, mir ein gefaltetes Stück Papier hinter die oberen Zähne zu schieben, um das rosa Loch in meinem Lächeln zu verdecken. Eigentlich stammte die Idee dazu von James, der mir mal erzählt hatte, wie er als kleiner Junge die Löcher in seinen Schuhsohlen mit Pappe gestopft hatte. Das Papier in meinem Mund saugte sich voll, und die Spucke ließ die blauen Linien verlaufen.

Mutter erappte mich dabei, als sie in mein Zimmer kam und sich quer über mein Bett mit der lila karierten Tagesdecke legte. Das tat sie gern; sie legte sich auf mein Bett, während ich spielte oder Hefte ausmalte, und sah mir zu, als wäre ich eine Fernsehendung. Sie roch immer gut, nach blumigem Parfüm und manchmal nach den Zigaretten meines Vaters.

»Was machst du denn da, Petunia?«

»Du sollst mich nicht Petunia nennen«, sagte ich, zum einen, weil ich den Namen nicht mochte, und zum anderen, weil ich ausprobieren wollte, ob ich mit dem Papier im Mund sprechen konnte. »Petunia ist ein Name für Schweine.«

»Eine Petunie ist eine Blume«, sagte meine Mutter. »Eine sehr hübsche.«

»Petunia ist die Freundin von Schweinchen Dick.«

»Das soll ein Witz sein, ein hübscher Name für ein Schwein, verstehst du?«

»Witze sind aber eigentlich lustig.«

»Es ist lustig. Du hast nur schlechte Laune. Was machst du denn da mit dem Papier?«

»Ich versuche, mir Zähne zu machen«, sagte ich, während ich den durchweichten Streifen zurechtrückte.

»Warum?«

Das erschien mir offensichtlich, als ich mich und meine Mutter in dem schmalen Spiegel über der Kommode betrachtete. Natürlich wollte James mich lieber geheim halten. Wer liebt denn schon ein Mädchen mit einer klaffenden rosa Zahnlücke? Keins der Kinder in meiner Kindergarten-Lesegruppe sah so aus wie ich. Meine Mutter würde das bestimmt verstehen. Jeden Abend verbrachte sie eine halbe Stunde damit, vor einem Vergrößerungsspiegel ihre Haut zu untersuchen und Cremes von Mary Kay aufzutragen. Wenn ich sie fragte, was sie da tat, sagte sie: »Ich arbeite an meinem Aussehen. Ehefrauen können sich gehen lassen. Konkubinen müssen auf sich achten.«

Wenn ich jetzt daran zurückdenke, bin ich mir sicher, dass sie getrunken hatte. Auch wenn ich mich nicht an alle Einzelheiten erinnere, weiß ich, dass etwas außerhalb des Spiegelbilds ihr golden perlendes Glas Asti Spumante gestanden hat.

»Ich arbeite an meinem Aussehen.« Ich hoffte, sie zum Lächeln zu bringen.

»Dein Aussehen ist perfekt, Dana. Du bist fünf; du hast wundervolle Haut, glänzende Augen und schönes Haar.«

»Aber keine Zähne«, sagte ich.

»Du bist ein kleines Mädchen. Du brauchst keine Zähne.«

»Doch«, sagte ich leise. »Doch.«

»Wofür? Um Maiskolben zu knabbern? Dir wachsen neue Zähne. Auf dich wartet noch jede Menge Mais, versprochen.«

»Ich will wie das andere Mädchen sein«, sagte ich schließlich.

Mutter hatte auf meinem Bett gelegen wie eine Göttin auf einer Chaiselongue, aber nun schoss sie hoch. »Welches andere Mädchen?«

»Das andere Mädchen von James.«

»Du kannst ihren Namen ruhig aussprechen«, sagte Mutter.

Ich schüttelte den Kopf.

»Doch, das kannst du. Sag ihn einfach. Sie heißt Chaurisse.«

»Hör auf«, sagte ich, weil ich Angst hatte, dass der Name meiner Schwester einen schrecklichen Zauber entfalten würde – so wie der Ausspruch »Bloody Mary« das Wasser in einem Topf rot und dickflüssig machte.

Mutter erhob sich vom Bett und kniete sich vor mich, damit wir gleich groß waren. Als sie mir die Hände auf die Schultern legte, wehte ein Hauch Zigarettenrauch aus ihrer Mähne. Ich griff ihr ins Haar.

»Sie heißt Chaurisse«, wiederholte meine Mutter. »Sie ist ein kleines Mädchen, genau wie du.«

»Aufhören, bitte, bitte«, flehte ich. »Sonst passiert noch was.«

Meine Mutter drückte mich an sich. »Was hat dein Daddy neulich zu dir gesagt? Verrat mir, was er gesagt hat.«

»Nichts«, flüsterte ich.

»Dana, du darfst mich nicht anlügen, okay? Ich erzähle dir alles, und du erzählst mir alles. Nur so kommen wir klar, Schatz. Wir müssen uns austauschen.« Sie schüttelte mich ein bisschen. Nicht so, dass es mir Angst machte, aber kräftig genug, dass ich ihr meine volle Aufmerksamkeit schenkte.

»Er hat gesagt, ich wäre ein Geheimnis.«

Meine Mutter schlang die Arme um mich, kreuzte sie hinter meinem Rücken und ließ ihr Haar wie einen magischen Vorhang um mich herum fallen. Den Geruch ihrer Umarmungen werde ich nie vergessen.

»Dieser Arsch«, sagte sie. »Ich liebe ihn, aber vielleicht muss ich ihn eines Tages umbringen.«

Am nächsten Morgen sagte meine Mutter, ich solle das grün-gelbe Kleid anziehen, das ich sechs Wochen vorher – noch ohne Zahnlücken – für das Foto beim Schulfotografen getragen hatte. Sie frisierte mein Haar mit glatten Bändern und steckte meine Füße in steife, glänzende Schuhe. Dann stiegen wir in den alten Buick meiner Patentante, den meine Mutter sich für den Tag geliehen hatte.

»Wo fahren wir denn hin?«

Mutter bog von der Gordon Road ab. »Ich will dir etwas zeigen.«

Ich wartete auf weitere Informationen und schob die Zunge in die glitschige Lücke, wo vorher meine schönen Zähne gewesen waren. Sie sagte nichts weiter über unser Ziel, sondern forderte mich auf, an meiner Aussprache zu arbeiten.

Ich sprach meiner Mutter die Wörter nach, die auf *-at* endeten – *hat, mat, bat* –, und dann waren wir schon da. Wir standen vor einem kleinen rosa Schulgebäude mit grünem Rasen. Weiter die Straße hinunter lag der John-A.-White-Park. Wir blieben lange im Wagen sitzen, während ich ihr weiter Wörter heruntersagte. Ich machte es gern. Dann zählte ich von eins bis hundert und sang schließlich »Frère Jacques«.

Als eine Gruppe Kinder auf den Hof der kleinen Schule strömte, hob meine Mutter einen Finger, damit ich mit dem Singen aufhörte. »Kurbel dein Fenster runter und schau raus«, sagte sie. »Siehst du das pummelige kleine Mädchen in Jeans und rotem T-Shirt? Das ist Chaurisse.«

Ich entdeckte das Mädchen, das meine Mutter beschrieb, in einer Schlange mit anderen Kindern. Chaurisse sah damals absolut durchschnittlich aus. Ihr Haar war vorn zu zwei kurzen Puscheln und hinten zu festen kurzen Zöpfen gebunden. »Sieh sie dir an«, sagte meine Mutter. »Sie hat kaum Haare. Und wenn

sie groß ist, wird sie dick, genau wie ihre Mammy. Sie weiß nicht, wie man Wörter richtig ausspricht, und sie kann auch nicht auf Französisch singen.«

Ich sagte: »Sie hat alle Zähne.«

»Noch. Sie ist kaum jünger als du, also wackeln sie bestimmt schon. Aber es gibt etwas, was man nicht sieht. Sie wurde zu früh geboren, deshalb hat sie Probleme. Der Arzt musste Plastikröhrchen in ihre Ohren einsetzen, damit sie sich nicht immer entzündeten.«

»Aber James liebt sie. Sie ist kein Geheimnis.«

»James hat eine Verpflichtung ihrer Mutter gegenüber, und das ist mein Problem, nicht deins. Okay? James liebt dich genauso wie Chaurisse. Wenn er bei Verstand wäre, hätte er dich lieber. Du bist klüger, besser erzogen und hast schöneres Haar. Aber du bekommst nun mal die gleiche Liebe, und das geht auch in Ordnung.«

Ich nickte, während sich Erleichterung in meinem Körper ausbreitete. Meine Muskeln lösten sich. Sogar meine Füße entspannten sich und fügten sich nun locker in meine hübschen Schuhe.

»Bin ich ein Geheimnis?«, fragte ich meine Mutter.

»Nein«, sagte sie. »Du bist etwas Unbekanntes. Das kleine Mädchen da weiß nicht mal, dass es eine Schwester hat. Du weißt alles.«

»Gott weiß alles«, sagte ich. »Gott hält die ganze Welt in seinen Händen.«

»Das stimmt«, sagte meine Mutter. »Genau wie wir.«